

Simujah, die Königsfrau [Fortsetzung]

Autor(en): **Vögtlin, Adolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 35

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642892>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 35
XX. Jahrgang
1930

Bern,
30. August
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Zwei Gedichte von Jacob Heß.

Ruf in der Nacht.

Ein Ruf erscholl aus Gletschernebelnacht!
Voll Angst und Graun! Wir sind davon erwacht.
Vor's Hüttchen treten wir, noch schlummerschwer,
Wie Kellerbrodem haucht es um uns her.
Kompaß und Licht! Wir wagen uns ins Nichts,
Die Tritte prüfend, ernststen Angesichts.
Schwarz und gespenstig lauert Schrund um Schrund,
Kein Glockenseil erreicht den Spaltengrund.
Noch einmal ruft's! Der Wind verträgt den Klang.
Ist's hier? War's dort? Wir lauschen kummerbang.
Ein Mensch in Not! Vielleicht dem Tod geweiht,
Eh unsre Schar ihn findet und befreit!

Abschied.

Bergdämmerchweigen über allen Zinnen,
Der Abendhimmel rot vom Purpurschein;
Ein Gletscherwüstenfeld als Totenlinien
Und ich allein!
Du reichst mir, Urwelt, noch einmal die Hände,
Dein Gottesodem säufelt rings umher.
In wilder Lohe flammt das Felsgewände,
Mein Herz ist schwer.
Ihr Firnenwunder, hört, ich muß euch meiden,
Ihr Spitzen, oft umstürmt mit Sprung und Hieb!
Doch grüß' ich dankerfüllt euch noch beim Scheiden,
Ihr bleibt mir lieb!

Simujah, die Königsfrau.

Ein idyllischer Roman aus Sumatra von Adolf Böglin. Copyright by Hans Huber, Verlag, Bern

9

Simujahs Benehmen und Schaffen bewies mir nun täglich ihre wahre Zuneigung. Ihre Anstellung als Leiterin meines Haushalts wurde von ihr nicht mehr als solche aufgefaßt, sondern sie vergalt mein Vertrauen, das ich ihr schon mit der Uebergabe aller Schlüssel bewiesen hatte, mit einer Hingebung, die mich erkennen ließ, daß sie mich als einen Menschen schätzte, welcher ihrer Vorstellung vom Wesen des Mannes weit mehr entsprach als alles, was ihr die Männerwelt ihrer Heimat bisher gegeben hatte. Trotz alledem vergriff sie sich keineswegs in ihrer Vertraulichkeit und redete mich auch stets in bescheidener Untertänigkeit mit „Tuan“, als ihren Herrn an. Was mir besonders an ihr gefiel, war ihr Verzicht auf jeglichen Tadel gegenüber ihrer Vorgängerin im Amte, deren Nachlässigkeit ihr doch auf Schritt und Tritt zu schaffen gab, bis alle Spuren davon getilgt waren. Schimpfen hieß bei ihr noch lange nicht Schaffen, Bessermachen aber war ihr ein Bedürfnis. Hatte die andere nur fegen lassen, verstand sie sich aufs Bohnen und Polieren, und bald sprachen meine wenigen Besuche von der „japanischen“ Reinlichkeit, Ordnung und Anmut meines Heims, was auf Sumatra wie nachgerade in Europa einer idealen Vorstellung entspricht.

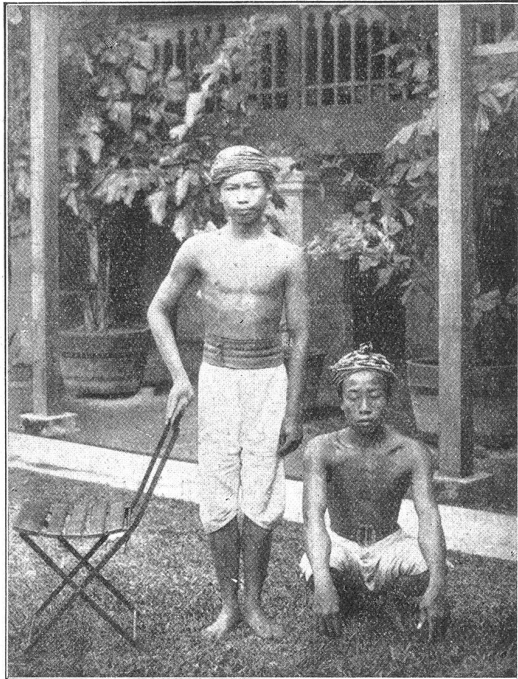
Ihr unbegrenzter guter Wille, verbunden mit der Sicherheit in der Führung des Haushalts und der straffen Züge-

lung der übrigen Dienerschaft rückte mir das liebe Wesen immer näher, und aus der Schwärmerei, die ich für sie empfunden, wurde Hochachtung. Ich fühlte dankbar die Entlastung von allen Hausgeschäften und freute mich innig über ihr frauliches Walten, das mich immer mehr an das stille Wirken meiner fernen Mutter erinnerte. Ich hütete mich wohl, an ihrem Gefühlsleben, das rein und tief war, herumzubessern, und war um so mehr darauf bedacht, in traulichen Abendstunden des Zusammenseins ihren geistigen Gesichtskreis zu erweitern und ihre tropische Denkungsart auf dem Boden der abendländischen Kultur Wurzel fassen zu lassen.

Dabei stieß ich allerdings auf Hindernisse, die sich aus gewissen Gegensätzen zwischen dem Islam und dem Christentum ergaben, das die Menschen zur Uneigennützigkeit zu erziehen bestrebt ist, während der Mohammedaner für jede Handlung einen greifbaren Lohn ins Auge faßt und überhaupt den Sinn für das Ideale nicht pflegt.

Dies gab mir öfter schmerzlich zu denken, hielt mich aber nicht davon ab, ihr meine Anschauung durch die Tat zu beweisen, wie ich mir auch stets vor Augen hielt, daß sie so wenig vollkommen sein könne wie ich. Ueberblühte ich das, was sie zustande brachte, mußte ich sie, je mehr ich ihr verwöhntes Leben als Fürstenfrau in Betracht zog,

redlich bewundern. Die Einheit ihres Wesens lebte sich in all ihren Beschäftigungen und Handlungen aus, und ich fragte mich, ob sie wirklich nur ihrer Naturanlage entspringe



Javanesen (zwei treue Diener).

oder der Ausfluß einer bestimmten Willensrichtung und einer geistigen Selbstzucht sei.

Als ich einmal in Simujahs Abwesenheit ihr Zimmer betrat, löste sich mir das Rätsel: Ueber ihrem Bette hing an der Wand ein zierlich mit Handzeichnungen eingerahmtes Stück Japanpapier, worauf der Spruch zu lesen stand: „Steh auf und wirke, auf daß dein Tondi lebendig werde!“

Ich dachte sofort an gewisse Bibelsprüche vom Beten und Arbeiten, solange es Tag ist, und an das Pfund, womit der Christenmensch zu wuchern hat, hat jedoch Simujah, mir den Begriff des Tondi zu erklären.

Ein zartes Pfirsichrot überhauchte ihr Gesicht, als ich ihr sagte, warum ich auf ihrem Zimmer gewesen; allein sie zögerte keinen Augenblick, mir ein sumatranisches Märchen erzählen zu wollen, das mir in anschaulicher Weise Aufschluß zu geben vermöchte. Für begriffliche Erörterungen hätte sie einen zu wenig scharf ausgebildeten Verstand. Und sie erzählte lächelnd:

Es war einmal ein armer Mann: Siforo ni ari, der Elende, hieß er. Der hatte zwei reiche Brüder, die in Herrlichkeit lebten und üppige Feste feierten. Je länger er dies mit ansehen mußte, desto mehr wurde er dem großen Gott Mula djadi gram. Und er baute sich auf Bambuspfehlern eine Wachtstätte hoch in die Luft und beschloß von dort aus Mula djadi, der in der Höhe wohnt, mit seinem Blasrohr. Und er klagte ihn unter heftigen Drohreden an: „Warum hast du mich so arm gemacht und meine Brüder so reich?“ Der Gott erhörte ihn und sandte ihm eine Herde Büffel, die sein Wachthäuschen umtummelten. Als Siforo dies sah, rief er: „Der Kerl, dem diese Büffel gehören, will mich wohl verhöhnen, wenn er

mir seine Büffel vor die Hütte jagt!“ Darauf hieb er mit einem Knüttel auf die Büffel ein, daß sie davonstoben. Und wiederum waren seine Hände leer.

Nun sandte ihm der nachsichtige Gott ein großes Goldstück und ließ es ihm oben auf das Häuschen legen. Aber Siforo verkannte den Spender und rief ihm zu: „Du Hund, wenn du doch zugrunde gingst! Weshalb mußt du dir gerade mein Häuschen aussuchen?“ Und er fuhr fort, Gott zu beschließen.

Darauf ließ der milde Gott von oben ein Rotangseil herab, damit Siforo daran in den Himmel hinauffklettern könnte. Als er oben ankam, sprach der Gott zu ihm: „Immerfort mußt du wegen deiner Armut gegen mich murren. Nun will ich dich umgießen. Wähle du dann dein Teil. Du wirst sehen, daß dein Tondi sich die Armut erwählte.“

Da schmolz der Gott ihn in einer eisernen Pfanne ein und breitete um diese herum seidene Gewänder und härene Lumpen aus. Darauf sprach Mula djadi zu ihm: „Nun wähle dir dein Teil!“ Sogleich hüpfte Siforo ni ari aus der Pfanne heraus und auf die Lumpen zu; sein Tondi hatte die Lumpen gewählt. Nun sprach der Gott zu ihm: „Ich habe dir jetzt vielerlei gezeigt; du aber hast die Lumpen gewählt. Dein Tondi fordert die Lumpen. Also soll Armut dein Los sein. Murre fortan nicht mehr darüber.“ Dann fuhr er begütigend weiter: „Eine Gunst will ich dir noch erweisen. Hier nimm die kleine Bartzange; halte sie in Ehren und du wirst deinen Gewinn davon haben. Aber eines sage ich dir: Verachte mir nicht die ärmlich gekleideten Leute!“

Alsdann ließ er Siforo an dem Rotangseile wieder auf die Erde hinab.

Nach einiger Zeit überraschte diesen einmal sein Oheim, wie er sich gerade mit der Zange beschäftigte, und sagte zu ihm: „Bitte, zwide mir doch auch meinen Bart!“

Siforo tat es. Als aber seine reichen Brüder dies sahen, sprachen sie voll Zorn zum Oheim: „Hör einmal, unser Bruder ist zwar arm; trotzdem durftest du nicht von ihm verlangen, daß er dir den Bart zwidte. Das gehört sich nicht; du darfst ihn nicht so verhöhnen und so sollst du ihm eine Buße zahlen.“ Und sie verlangten von ihm, daß er von jeder Art Vieh dem Siforo ein Paar gab. Da wurde Siforo reich; denn das Vieh vermehrte sich.

Als er nun reich war, wollte der Gott ihn versuchen und sandte drei Leute in ärmlicher Kleidung zu ihm. Die sollte er beherbergen. Siforo schaute sich nach Zuspeise für seine Gäste um und sah nach seinen Schweinen. Es war eine gerade Zahl. „Die kann ich nicht nehmen“, dachte er, „denn es ist eine gerade Zahl. Ja, wenn es eine ungerade wäre!“ Er sah nach seinen Büffeln, Ziegen, Hunden, Hühnern; stets ergab es eine gerade Zahl. So nahm er nichts davon. Zuletzt schaute er nach den Katzen. Die waren in ungerader Zahl vorhanden. So griff er denn nach einer Katze und richtete sie für seine Gäste her — was sich ganz und gar nicht schickte.

Als das Essen fertig war, rief er die Gäste ins Haus. Die aßen aber nichts von dem Fleisch, sondern sprachen: „Fleisch, bist du vom Büffel, dann brülle; bist du von der Kuh, dann muhe; bist du vom Schwein, dann grunze; bist

du vom Huhn, dann krähe, und bist du von der Kacke, dann miaue.“ Kaum hatten sie das gesagt, da sprang das Fleisch auch schon aus der Schüssel heraus, und eine Menge Kacke liefen im Haus herum; denn jedes Stückchen Fleisch war zu einer Kacke geworden. Siforo erschrak, und die Gäste waren verschwunden.

Von da an ging es mit ihm abwärts. Sein Vieh starb dahin, sein Geld verkroch sich, und er wurde wieder ein ganz armer Mann und ging in Lumpen. — — —

Das Lächeln war während der Erzählung des zweiten Teiles vom Angesicht Simujahs verschwunden, und nun sah sie mich mit starrem Blicke an, der zu fragen schien, ob ich sie wohl verstanden hätte.

„Was das Tondi im allgemeinen bedeutet, glaub' ich nun erfaßt zu haben“, bekannte ich; „allein ich lehne mich danach zu erfahren, was du unter deinem Tondi verstehst.“

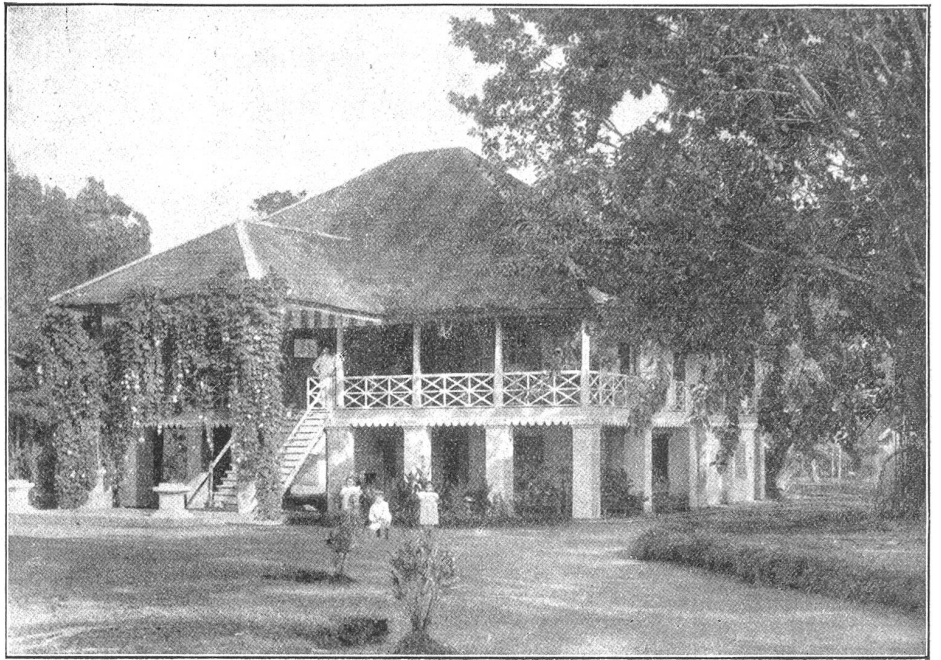
„Ich glaube, man muß darauf ausgehn, seine Fähigkeiten ausfindig zu machen; und dieses kann man nur, wenn man sich in Arbeiten versucht, die einem zu liegen, den körperlichen und geistigen Anlagen gemäß zu sein scheinen. Was man dann am besten kann und am liebsten tut, das, meine ich, sei unser Tondi.“

„Also Arbeit macht das Leben süß“, wie wir im Westen sagen.

„Mir scheint dies ein wahres Wort zu sein. Denn einst lebte ich als die Frau eines Fürsten ein bequemes Leben und war dabei tief unglücklich, und nun verwalte ich einem weißen Herrn das Haus als Dienerin — und fühle mich sehr glücklich.“

Ich hätte sie am liebsten an mich reißen und an die Brust drücken mögen; allein die offenbare Kindlichkeit, mit der das Bekenntnis abgelegt worden, vielleicht auch der Eindruck, sie habe mehr gesagt, als sie ausdrücken wollte, verhinderte den Ausbruch meiner Gefühle. Ich drückte ihr voll scheuer Ehrfurcht die Hand und sagte bloß: „Ich danke dir, Simujah.“ Und sie lächelte mit beiden Wangengrübchen und bezauberte mich durch ihr ungebrochenes naturhaftes Wesen, das mir nichts verheimlichte.

Es tat mir auch wohl, wenn ich jeweilen sah, mit welcher gespannter Teilnahme sie meine Nachrichten und Auskünfte über Mutter und Schwester anhörte, deren Liebe und Sorgfalt ich nun schon seit Jahren zu entbehren hatte. Stundenlang saß sie am Feierabend über deren Bildern und suchte sich, indem sie von Zeit zu Zeit Fragen an mich richtete, in ihre Denk- und Gefühlsart einzuleben. Immer neue Ähnlichkeiten fand sie zwischen mir und ihnen heraus und belebte allmählich ihre Vorstellungsbilder so mit Zügen meines Wesens, daß ihr die beiden Frauen immer näher kamen und sie sich um ihr Wohlergehen kümmerte, als ob es ihre treuesten Verwandten wären. Und



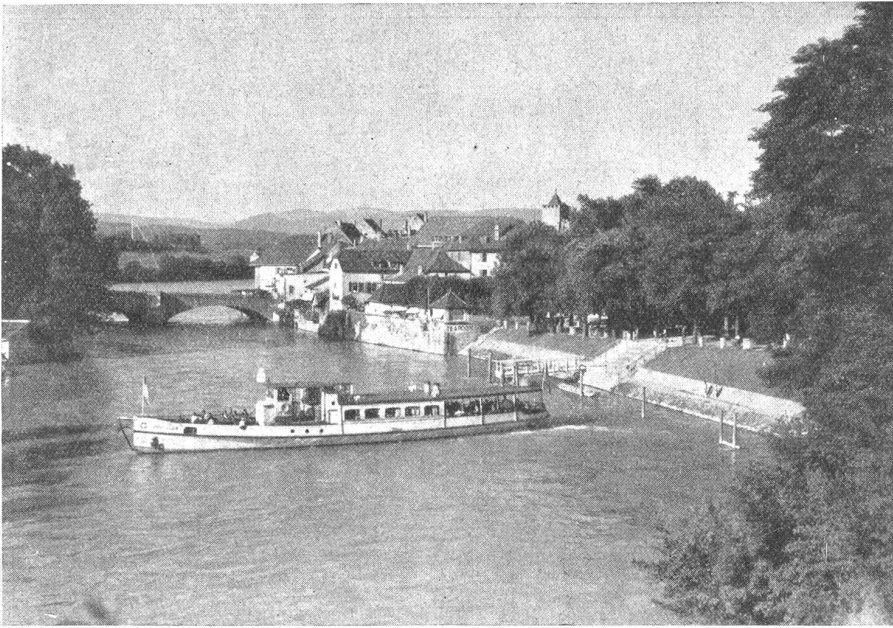
Arztbaus.

wenn ich an sie schrieb, versäumte sie es nie, ihre Grüße mitzugeben. Ja, selbst Geschenke wählte Simujah für sie aus, indem sie beim chinesischen Goldschmied ein feingearbeitetes Eßtuchband oder einen fadengedrehten Fingerring erstand.

Vor meiner Mutter empfand sie mit der Zeit eine gewisse Ehrfurcht, die soweit ging, daß sie ihre Siantierung beim Nähen oder sonst im Haushalt änderte, sobald ich ihr zeigte, wie meine Mutter es anders mache. Jede freundliche Anspielung, welche meine Mutter in ihren Briefen auf Simujahs Fürsorge für ihren Sohn machte, wurde von ihr denn auch mit dankbarem und stolzem Gefühl genossen.

Je mehr sie jedoch von Mutter und Schwester geschätzt wurde und sich mit diesen europäischen Frauen innerlich verwandt fühlte, desto schwerer und unwilliger ertrug sie einen Zwang, der ihr durch das Verbot auferlegt wurde, sich von der abends auf der Pflanzung herumkutschierenden streng auf Hofsitte achtenden Direktorsfrau im Hause sehen zu lassen. Das begriff sie durchaus nicht und eines Tages, da der Verdruß darüber ins Kochen kam, stellte sie sich vor mich hin und richtete, ihrer eigenen Würde sich wohl bewußt, die Frage an mich: „Wozu dieses Verbot? Leb' ich nicht länger auf diesem Boden als dieser Bleichschnabel? Saß ich nicht als gleichberechtigt neben dem Fürsten des Landes? Hat sie mir nicht im Hause des Tuanku am letzten Neujahr noch die Hand geküßt?... Und nun soll ich mich vor ihr verbergen wie ein Hündchen, das ein Huhn gestohlen hat? Solche Ueberhebung laß' ich mir nicht gefallen, denn ich habe ein ebenso gutes Recht, mich von der Sonne bescheinen zu lassen, wo es mir beliebt, wie sie!“

Simujah hatte das richtige Gefühl, daß sie durch den hingebungsvollen Dienst, den sie dem weißen Herrn leistete, von diesem geachtet und dadurch vor sich selbst geabelt wurde. Und ich mußte mir einen Zwang antun, als ich, erfreut über den berechtigten Stolz meiner fürstlichen Frau, es unternahm, meine Rassengenossin zu entschuldigen: „In



Rheinfelden: Die Brücke von 1910-12, die die alte, 1896 abgebrannte Holzbrücke ersetzte; die Insel, die früher ein Schloß, den „Stein“ trug; der Landungsplatz des Rheindampfers von Basel her.

Europa ist es eben nicht Sitte, daß junge Leute wie wir unverheiratet zusammenwohnen.“

Da fuhr sie prachtvoll auf: „So heirate mich!“

„Sobald du willst!“

„Und ob ich will?!“ Und sie flog mir in die weitgeöffneten Arme und ich küßte sie so, daß sie meine abendländische Art köstlich fand und mich wiederküßte.

(Fortsetzung folgt.)

Kur- und Ferientage in Rheinfelden.

I.

Basel—Rheinfelden.

Der Berner fährt über Basel nach Rheinfelden. Was unternimmt er in der Wartezeit zwischen zwei Zügen? Natürlich geht er in den Zoo, um dort mit Genugtuung festzustellen, daß Berns zukünftiger Tiergarten in der Elfenau sehr viel schöner gelegen sein wird.

Aber die Basler haben Elefanten, Tiger, Löwen, Hyänen, Zebras, Strauße, Giraffen, Marabus, Flamingos, Schlangen und vor allem — Seelöwen, und wir Berner haben bloß erst den Platz dafür.

Ja diese Seelöwen! Ich traf es zur Fütterung. Sei, wie das Wasser im Teich brodelte von diesen schwarzen schnauzbärtigen Ungetümen! Das platschte, klatschte, brüllte, fauchte! Die Fische flogen in weitem Bogen hinaus aus dem Kübel, wenn die hungrigen Gesellen sie dem Wärter nicht vorher aus der Hand weggeschnappt hatten. Und kaum vermochte das Auge zu folgen, so waren sie schon von den scharfen Zähnen gepackt. Ein Rud und Schluck, weg war der Fisch, und das Jagen um neue Beute ging wieder los. So recht ein Bild des heutigen Konkurrenzkampfes im Wirtschaftsleben. Mir tat der Bauch weh vom bloßen Zuschauen.

* * *

An St. Jakob vorbei öffnet sich der Blick ins dörflich- und fabrikreiche Birstal. Zwischen Schloten ragt ein breiter Riesenbau: der Dornacher Antroposophen-Tempel. Es ist wie eine Erscheinung aus einer andern Welt. Aus einer bessern wohl? —

MuttENZ, ein langgestrecktes Dorf am Fuße der ersten Zurahügel. Pratteln mit rauchenden Fabrikaminen. „Per-

sil!“ verkündet ein moderner Hochbau. Die Räder jurren. Hinter dem Hard dagegen liegt Schweizerhall, die älteste Saline, still, weil ausgelaugt und darum nicht mehr rentabel. — Baselaugt kommt in Sicht. Kraftwerk und Schiffschleuse sind von Uferbäumen verdeckt. Dröhnend fährt der Zug über die Ergolz. Rechts grüßt der Ruinenhügel von Augusta Rauracorum herüber. Wir sind in Kaiseraugt, auf Aargauerboden. Der Kulturanton streckt hier neugierig seinen Schnabel der Stadt Basel zu. —

Der Zug fährt weiter, knapp dem buschgrünen Rheinufer nach. Rechts vorn erhebt sich bald ein hoher, breiter Turm, Teil eines bezinnten roten Badsteinfastells mit Schloten: „Feldschlößli.“ Links wieder Schlotte, Gebäudekomplexe, riesige Fabrikanlage: „Salmenbräu.“ Rheinfelden, das schweizerische München, kündigt sich an. Der Zug hält. Ich bin am Ziel.

Das Solbad Rheinfelden.

Der erste Eindruck täuscht. Nicht das Bier beherrscht Rheinfelden — es re-

giert höchstens mit. Maßgebend ist das Salzwasser, die Sole.

Das erfuhr ich am eigenen Leib, während drei Wochen alle Tage. Man wird eingesalzen und gepöckelt, bis man widerstandsfähig wird wie ein Hering.

Mein Tagesplan lautete: Halb acht morgens: Bad. Dann Frühstück, darauf Betruhe. — 11 Uhr: Gang zur Trinkhalle — Mittagessen — Nachmittagsruhe — Spaziergang. — Um 6 Uhr wieder Trinkkur — Nachtessen — Spaziergang oder Lektüre und Unterhaltung — Ins Bett — das reinste Leben im Schlaraffenland, Dasein im Paradies, im Garten „Eden“. — Meine Pension hat den richtigen Namen.

Unsere Badefrau ist eine energische und exakte Person; ich hüte mich, zu spät zu kommen. Punkt ist das Bad bereit. Ein langer Gang, links und rechts Kabinen. Meist moderne, eingebaute Badewannen. Drei Hahnen darüber: Kalt, Heiß, Sole oder Kohlenäure.

Ich steige ins Wasser, drehe die Sanduhr: 10, 15, 20 Minuten. Ich prüfe mein spezifisches Gewicht, das sich täglich verändert nach Maßgabe des Solezulages auf meiner Vorschrift: 5, 10, 15, 20, 25 Liter. Die aufsteigenden Kohlenäurebläschen an Hals, Brust, Bauch, Beinen machen Unterhaltung. Bald sind die 20 Minuten zerronnen. Ich ziehe den Stöpsel des Auslaufes, der gedruckten Badevorschrift gehorchend: „Die Gäste seien höflich gebeten...“ „Alzuhöflich“, denke ich, „sind gebeten hätte genügt“. Der Beruf läuft einem doch überall nach!

Nicht alle Gäste kommen so gut weg wie ich. Andere liegen stundenlang im Mutterlauge-Widel (Mutterlauge ist die mineralstarke Flüssigkeit, die in der Salzpfanne nach dem Ausscheiden des Salzes zurückbleibt). Wieder andere müssen inhallerien oder sich rigoros abdouchen oder gar sich in die heiße Fangopackung legen lassen.

Noch schnell auf die Waage; Gewichtskontrolle gehört auch zur Kur. Aber komisch: die einen wollen partout abnehmen und sind unglücklich, wenn die Kilo nicht nur so abschmelzen wie Frühlingschnee; die andern gegenteils buchen mit Genugtuung, daß sie nun schon zwei Kilo zugenommen haben.

Es ist natürlich viel leichter und angenehmer, zuzunehmen als umgekehrt. Denn oben im Speisesaal lauert die Versuchung zum Schlemmen in hundert Formen auf